KAPITEL EINS

Ich weiß, die Flüssigkeit am Boden des Bechers ist nur Tomatensuppe vom hastigen Mittagessen gestern. Ich weiß, dass es so ist. Ich *weiß,* wie Blut aussieht. Trotzdem spielt mir mein Verstand Streiche. Es ist wie ein *Tic*. Einer von vielen, die ich nicht loswerde. In meinem Leben habe ich schon so viel Blut gesehen. Während der Arbeit natürlich. Während ich an meinem Schreibtisch im Jefferson County Sheriff's Office sitze und die prachtvolle Olympic Range sich auf Postern hinter mir an der Wand auftürmt, denke ich an all die Dinge, die mich an Blut erinnern. Das Fingerfarbenbild eines Kindes, das stolz ins Fenster seines Klassenraums gehängt wurde. Der rote Lippenstift am Kragen von Sheriffs gestärktem weißem Hemd. Die Saftexplosion aus heruntergefallenen, zertretenen Kirschen auf dem Gehsteig vor meiner Wohnung in Port Townsend, Washington. Manchmal wünschte ich, ich wäre farbenblind.

Oder irgendwo aufgewachsen, wo Rot keine besondere Bedeutung hat. Harmlos ist. Einfach nur irgendeine Farbe. Wie das Blau des Pazifiks oder das Grün der Tannen und Fichten, die die schneebedeckten Olympic Mountains bis zu den letzten Hügeln heruntertaumeln, bis zu den Wiesen im Tal.

Blut oxidiert und trocknet zu einem hübschen Rotbraun. Das ist gut. Bei getrocknetem Blut bleibt mir nicht die Luft weg. Nur bei frischem. Kirschfarbenem. Scharlachrotem.

Das Lämpchen an meinem Telefon blinkt.

Schon wieder Rot.

Ich gehe ran: »Detective Carpenter.«

»Meine Schwester ist verschwunden«, sagt eine Frau und hält inne, als müsse das Information genug sein, um meine Aufmerksamkeit einzufangen. Und das ist es auch. In letzter Zeit habe ich mich überwiegend mit Eigentumsdelikten beschäftigt, meist Einbrüchen, und mit einem vermissten Hund. Ganz recht – einem Hund.

Die Frau klingt zögerlich. Es ist offensichtlich, dass sie all ihren Mut zusammengenommen hat, um anzurufen. Nicht, weil sie Angst hätte, diese Nummer zu wählen, sondern davor, was dabei herauskommen könnte.

Was ich herausfinden könnte.

»Erzählen Sie mir mehr, Miss ...?«

Ihre Worte purzeln förmlich durch den Hörer. »Turner. Ruth Turner. Von meiner Schwester Ida – Ida Wheaton – hat seit Wochen niemand in der Familie etwas gehört, seit einem Monat vielleicht. Das sieht ihr nicht ähnlich. Absolut nicht.«

Ich frage mich, wie nah Ruth ihrer Schwester stehen kann, wenn sie nicht mal sicher ist, wann zuletzt jemand von ihr gehört hat.

»Ich brauche Einzelheiten«, erkläre ich ihr.

Ihr Zögern vibriert förmlich durch die Leitung. »Natürlich«, sagt sie schließlich. »Ich stehe draußen auf dem Parkplatz. Kann ich reinkommen und mit Ihnen reden?«

»Ich hole Sie am Empfang ab.«

Ich lege auf und starre mein Spiegelbild im inzwischen eiskalten Kaffee an. Mein dunkles Haar ist im Nacken kurzgeschnitten. Außer ein wenig Mascara und etwas Rouge trage ich kein Makeup. Die aktuelle Farbe meiner Lippen verdanke ich einem Labello, den ich vor allem wegen der steifen Brise

trage, die vom Meer herüberweht. Ich weiß, ich könnte mich mehr herausputzen – aber das würde nur die Blicke von Männern anlocken. Und das will ich im Moment nicht. Wahrscheinlich werde ich das nie wollen. Als ich mich erhebe, stoße ich aus Versehen gegen den Schreibtisch und mein Spiegelbild ertrinkt in Dutzenden Miniaturwellen. Meine Mutter hat immer gesagt, ich sei wunderschön. Und auch wenn das sehr lange her ist und sie dabei nicht gerade objektiv war, bin ich sicherlich so manches. Vielleicht sogar das.

Während ich unterwegs zum Empfang bin, frage ich mich, warum sie vom Parkplatz aus angerufen hat. Wer tut denn sowas? Warum ist sie nicht einfach reingekommen?

*

Ruth Turner steht unbeholfen am Empfangstresen. Sie ist schlank, hochgewachsen und schlaksig; beim Eintragen ins Besucherregister zieht sie die Schultern ein. Sie scheint nicht älter als Mitte fünfzig zu sein und trägt ihr langes grau-weißes Haar zu einem Dutt hochgesteckt, der mich an das Wespennest über meiner Garage erinnert. Über einer weißen Baumwollbluse trägt sie ein langes dunkles Kleid, darunter glänzende schwarze Oxfords, an den Seiten etwas mitgenommen von der Herfahrt. Außer einem Anflug von Mascara trägt sie kein Makeup. Trotz des nüchternen Äußeren ist ihr Blick warm und gefühlvoll, als sie mich begrüßt. Sie strahlt Hoffnung und Sorge gleichermaßen aus.

Ich reiche ihr die Hand und fühle, wie die ihre trotz des behutsamen Griffs leicht zittert.

»Detective Carpenter«, sagt sie, während ihr Tränen in die Augen steigen, »vielen Dank, dass Sie sich die Zeit nehmen.«

Ich mag Tränen nicht. Weder meine eigenen noch die anderer Menschen. Deshalb schenke ich ihr ein beruhigendes Lächeln und ergreife die Initiative. Tränen stehen mitunter der Wahrheit im Weg. Das weiß ich aus eigener Erfahrung.

»Kommen Sie mit nach hinten, Miss Turner. Schauen wir mal, was wir für Sie tun können.«

»Nennen Sie mich Ruth.«

Ich nicke und führe sie zu einem Raum, in dem wir normalerweise Kinder befragen. Die Ausstattung ist farbenfroh, und an den Wänden hängen Poster mit freundlichen Motiven – springende Orcas und Leuchttürme bei Sonnenuntergang. Ganz anders als das beklemmende Befragungszimmer nebenan, in Weiß und Grau gehalten, in dem man sich automatisch eingeengt fühlt. Dafür ist es schließlich da.

Um es Verdächtigen unbequem zu machen.

Das wirkt wahre Wunder dabei, sich zu konzentrieren.

Weil sie so schnell wie möglich wieder raus wollen.

Kurz gesagt: Sie verraten uns alles, was wir wissen wollen.

Während ich Ruth gegenübersitze, präge ich mir jede Einzelheit ein. Ihre Körpersprache. Ob sie mir in die Augen sehen kann. Ihre kleinen Ticks – wenn sie welche hat. Und tatsächlich: Während sie mir ihre Geschichte erzählt, zwinkert sie bei jedem Atemzug heftiger als nötig. Ob sie das tut, um noch ein paar Tränen extra herauszupressen, oder ob das einfach ihre Art ist, kann ich nicht sagen.

Sie erzählt, dass Ida Wheaton und ihr Mann Merritt in den Hügeln oberhalb von Snow Creek leben.

Die Gegend hat einen gewissen Ruf.

»Abseits der Zivilisation?«, frage ich.

»Genau. Merritt wollte es so, und Ida hatte nichts dagegen. Wir kommen aus einem eher konservativen Umfeld. Sind in Utah und Idaho aufgewachsen. Dad hat Merritt sorgfältig für Ida ausgewählt.«

Innerlich sträuben sich mir bei »sorgfältig ausgewählt« die Haare, aber ich lasse mir nichts anmerken.

»Am Telefon sagten Sie, Sie wären sich nicht sicher, wann irgendjemand zuletzt etwas von ihrer Schwester gehört hat. Trotzdem machen Sie sich Sorgen um ihre Sicherheit. Ist etwas passiert?«

Ruth wendet den Blick ab und zwinkert heftig. »Nein. Eigentlich nicht.«

»Eigentlich nicht«, wiederhole ich.

»Ich weiß auch nicht. Vielleicht. Als ich das letzte Mal mit ihr gesprochen habe, war sie irgendwie komisch.«

»Woran genau machen Sie das fest?«

Sie zögert kurz. »Sie äußerte sich respektlos über die Art, wie ihr Mann die Kinder züchtigte.«

Bis zu diesem Punkt war von Kindern keine Rede gewesen. Sie liest meinen Gesichtsausdruck, bevor ich etwas sagen kann.

»Sarah ist fast siebzehn, Joshua neunzehn. Teenager sind immer etwas schwierig, egal, wie man sie erzieht. Sie brauchen eine strenge Hand, damit sie auf dem richtigen Weg bleiben.«

Ich frage, was sie unter einer »strengen Hand« versteht. Plötzlich wirkt sie argwöhnisch. Sie schlingt die Arme fest um den Oberkörper. Eine Abwehrhaltung.

»Sie würden seine Methoden vermutlich nicht befürworten«, erklärt sie, »aber wo ich herkomme, Detective, haben sie uns stets gute Dienste erwiesen. Unsere Kinder lernen, dass

Fehlverhalten Konsequenzen hat. Regeln bieten den Rahmen, den ein dem Herrn gewidmetes Leben braucht.«

»Welche Art von Züchtigung?«

»Das Übliche«, meint sie. »Eine Tracht Prügel, solange sie klein sind. So was. Das Vorenthalten von Rechten, wenn sie älter sind. Strafarbeiten.« Ruths Finger spielen nervös an ihrem Portemonnaie herum. Erst jetzt bemerke ich, dass sie gar keine Handtasche dabeihat. Während sie tief Luft holt und überlegt, was sie als Nächstes sagen soll, schweige ich bewusst und gebe ihr Zeit. »Wir sind Christen. Gute Menschen. Wir gehören nicht zu irgendeiner Sekte, die in einer eigenen Kommune lebt.«

»So habe ich die Frage auch nicht gemeint«, versichere ich, auch wenn das gelogen ist. »Ich habe nur an die Kinder gedacht. Wissen Sie, welche Schule sie besuchen? Das wäre wahrscheinlich der beste Startpunkt. Mit einem kurzen Anruf könnten wir abklären, ob alles in Ordnung ist.«

Sie sieht mir direkt in die Augen. »Es gibt keine Schule. Ida unterrichtet sie. Ihre Kinder, genau wie meine, und genau wie meine Schwester und ich früher, lernen zu Hause.«

Natürlich.

»Okay«, sage ich und erhebe mich, »ich fahre nach Snow Creek raus und sehe nach ihnen. Vielleicht klärt sich die Sache damit bereits.«

»Ich komme mit.«

»Das ist keine gute Idee.«

»Sie würden das Haus alleine gar nicht finden. Ich war schon mal da. Vertrauen Sie mir – Sie brauchen mich da draußen.«

Ich vertraue niemandem.

»Ich kann mich prima nach GPS orientieren.«

»Das hilft Ihnen da oben gar nichts. Sie ist meine Schwester. Ich muss mitkommen.«

Ich gebe nach. »Na schön. Aber Sie bleiben im Auto, verstanden?«

Damit ist sie zufrieden.

Ich traue ihr trotzdem nicht.

Ich gebe dem Disponenten Bescheid, dass ich mich auf den Weg zu einem Fürsorge-Check-up in Snow Creek mache, dann stecke ich den Kopf in Sheriff Grays Büro und bringe ihn auf den neuesten Stand. Er murmelt etwas, das wie Zustimmung klingt, während er weiter in sein Handyspiel vertieft ist.

Dann wirft er mir über den Brillenrand einen Blick zu. »Soll ich mitkommen?«

»Nicht nötig. Ich seh doch, wie beschäftigt du bist.«

Er grinst.

Auch wenn ich ihm das nie sagen würde – in gewisser Weise ist er für mich so was wie Familie. Ab und zu bin ich bei seiner Frau und ihm zum Essen eingeladen. An den Feiertagen tauschen wir nicht zu persönliche Geschenke aus. Süßigkeiten. Eine Windfahne. Ein Buch.

Kennengelernt habe ich ihn auf der Akademie. Er hat ein Seminar zu den Feinheiten der Polizeiarbeit in Kleinstädten gehalten – inzwischen weiß ich, dass die gar nicht so fein sind. Die meisten Fälle, die hier auf meinem Tisch landen, sind häusliche Gewalt und Eigentumsdelikte. Die Häuslichen sind einfach. Eigentumsdelikte werden fast nie aufgeklärt. Meth Heads sind dreist, aber leider auch oft erfolgreich.

Vielleicht erinnerte mich Sheriff Gray an jemanden. Vielleicht lag es an der Art, wie er mit mir redete: Sein Interesse war nicht einstudiert, nicht sexueller Natur, sondern zeigte, dass er eine echte Verbindung zu mir suchte. Ich habe ihm das eine oder andere aus meiner Vergangenheit erzählt, und dass ich so viel wie möglich davon ausgelöscht habe.

»Sie werden mich doch nicht verraten?«, hatte ich ihn damals gefragt.

Er hatte den Kopf geschüttelt. »Scheiße, nein. Jeder von uns rennt vor irgendwas oder irgendwem davon.«

Und das war's. Er fand ein paar Informationen über mich in der Polizeidatenbank und löschte sie. Und er versprach mir, dass nach meinem Abschluss ein Job bei ihm auf mich warten würde.

»Du bist genau die Richtige dafür«, hatte er an meinem ersten Tag gesagt. »Perfekt für den Job.«

Seine bloße Anwesenheit erinnert mich täglich daran, dass auch aus schrecklichen Erfahrungen etwas Gutes entstehen kann.

KAPITEL ZWEI

Mein steinalter hellbrauner Ford Taurus riecht trotz geschlossener Fenster plötzlich nach Wintergrün. Ich lehne mich ein wenig zu Ruth hinüber und schnuppere. Der Geruch kommt tatsächlich von ihr. Er ist nicht direkt unangenehm, nur etwas ungewöhnlich. Sie kaut keinen Kaugummi. Isst auch nichts Süßes. Während wir aus der Stadt heraus und die Hügel hinter Snow Creek hinauffahren, bemerkt sie, dass ich an ihr rieche. Nicht auf komische Art. Ich bin einfach neugierig.

»Deodorant«, erklärt sie. »Ich mache es selbst und benutze es, wenn ich unterwegs bin. Normalerweise trage ich keins. Ich hoffe, es ist nicht zu stark.«

»Nein. Es riecht ganz nett.«

Ich verrate ihr nicht, dass es mich an Raststättenurinale erinnert. Klar stellt sie ihr Deo selbst her. Seife sicher auch, wette ich. Schlachtet Schweine. Hat einen Webstuhl daheim. Ruth ist eine Pfadfinderin in der modernen Welt, sie macht alles selbst. Sie war schon Etsy, lange bevor es das überhaupt gab.

»Halten Sie Ausschau nach einem weißen Pfosten. Kein Briefkasten drauf, nur der Pfosten«, weist sie mich an, während wir auf halber Höhe eine Kurve nehmen. »Er ist die erste Markierung.«

Der Straßenbelag wechselt von rissigem Asphalt zu festgefahrenem Schotter. Die Straße führt weiter aufwärts, vorbei an einer baufälligen Hütte, deren Dach von braunen und blauen Planen bedeckt ist. An einer weiteren, die offensichtlich ein ähnlich undichtes Dach hat. Hier im Pazifischen Nordwesten regnet es häufig. Einige der Zugezogenen kommen mit der ständigen Feuchtigkeit, von leichtem Nieseln bis zu sintflutartigen Regenfällen, nicht klar.

Wir nennen sie Kalifornier.

Etwa eine Viertelmeile weiter kommen wir an zwei Wohnwagen vorbei, die einfach aufeinandergestapelt wurden. Ich muss zweimal hinsehen. Ruth auch.

»So kommt man auch zu einem mehrstöckigen Haus«, meine ich.

Ruth, in all ihrer wintergrünen Pracht, lächelt. »Leute gibt’s.«

Vor uns stakst ein junges Reh aus dem Wald. Ich trete vorsichtshalber auf die Bremse.

»Als wir noch Kinder waren, hat Ida mir mal ein Paar Hirschleder-Mokassins genäht. Inzwischen sind sie mir zu klein, aber ich habe sie immer noch. Unser Vater meinte immer, sie sei von uns zehn die beste Jägerin.«

»Zehn«, wiederhole ich. »Das ist eine Menge.«

Sie nickt. »Acht Jungs und zwei Mädchen. Momma hat es wirklich drauf angelegt. Wir Mädchen waren die Jüngsten. Sie meinte immer, sie wünschte, wir wären zuerst gekommen. Hätte ihr einiges erspart.«

Meine Mutter hat mir hundertmal gesagt, wie froh sie war, dass sie mich vor meinem Bruder Hayden bekommen hat: *Jetzt hab ich immer einen Babysitter*.

Der Himmel wird dunkler und ein leichter Regen beginnt, auf die Windschutzscheibe zu prasseln. Ruth dirigiert mich einen weiteren Hang hinauf. Aus dem Schornstein des Hauses, an dem wir diesmal vorbeikommen, kräuselt sich Rauch.

»Wie weit noch?«, frage ich.

»Ich weiß nicht genau, wie viele Meilen«, antwortet sie. »Noch etwa zwanzig Minuten.«

Ich werfe ein Blick auf mein Handy. Kein Netz. Kein GPS-Empfang.

»Sie hatten recht. Das Haus Ihrer Schwester hätte ich alleine wahrscheinlich nicht gefunden.«

Ruth starrt aus dem Beifahrerfenster, während uns das Grün der Tannen und Fichten einhüllt.

»So wollten Merritt und sie es. Die Welt draußen sollte sie nicht finden können. Sie wollten vor ihrem hässlichen Einfluss sicher sein.«

»Wie haben Sie sie eigentlich erreicht?«, frage ich. »Ich habe hier keinerlei Empfang, und ich schätze mal, an unserem Ziel ist es nicht besser. Im Umkreis von fünfzig Meilen gibt es nicht einen Funkturm.«

»Per Satellit«, antwortet sie. »Sie leben zwar abseits der Zivilisation, haben durch die Satellitenverbindung aber Internet und Telefon. Wir haben zu Hause eine ähnliche Ausrüstung.«

»Sie haben mich vom Parkplatz aus angerufen.«

»Ich habe mir das Handy einer Freundin ausgeliehen.«

»Oh«, mache ich. Ruth führt zwar ein Leben voller Regeln, aber sie scheint ihnen nicht immer ausnahmslos zu folgen.

»Gleich kommt die Einfahrt«, sagt sie unvermittelt.

Ich folge ihrem Blick.

Und sehe nichts als eine undurchdringliche grüne Wand.

»Welche Einfahrt?«

»Fahren Sie langsamer. Sie ist genau ... hier.«

Ich halte an. Da ist immer noch nichts, was wie eine Einfahrt aussieht.

»Genau dort«, sagt sie und zeigt darauf. »Sehen Sie diese beiden Douglasien?«

Das schon. Ihre tief hängenden Zweige streichen über den Schotter der Straße.

»Fahren Sie dazwischen durch.«

Zwischen was?, denke ich.

»Da ist keine Straße.«

»Doch, Detective, da ist eine. Sobald wir durch die Zweige durch sind, sehen Sie sie.«

Ich bin froh, dass mein Auto so alt ist. Ich bin versucht, auszusteigen und sicherzugehen, dass es da wirklich durchpasst, aber es regnet, deshalb bleibe ich drinnen, wo es warm und trocken ist. Und sehr, sehr wintergrün.

Die Scheinwerfer machen kaum einen Unterschied, aber ich schalte sie trotzdem ein und fahre vorsichtig auf die beiden Bäume zu. Die Kühlerhaube kriecht langsam vorwärts und die Zweige bewegen sich zur Seite. Ich komme mir vor, als würde ich durch eine Schwingtür fahren, die sich bereitwillig öffnet, um uns zu verschlingen. Einen Moment später sind wir durch. Die Zufahrt auf der anderen Seite ist kaum erkennbar, nicht viel mehr als ein Paar undeutliche Wagenspuren. Sie schlängeln sich an einem Bach entlang und enden auf einer Lichtung. Die überraschenderweise eingezäunt ist. Am Rand der Lichtung steht ein reizendes, geradezu malerisches Farmhaus. Es könnte direkt einem dieser Kalender voller weißgetünchter Bauernhäuser entsprungen sein. Denen mit dem fröhlichen bernsteinfarbenen Schein einer Kerosinlampe im Fenster.

Ich hatte eigentlich schon fast mit ein paar miteinander verbundenen Wohnwagen gerechnet, mit einer darangelehnten Rute wie bei den Pilgervätern, damit man die Kinder jederzeit sofort züchtigen kann, wenn sie nicht spuren. Das hier ist etwas ganz anderes. Hübsch. Richtiggehend idyllisch. Ob sie nun Weltuntergangs-Prepper sind oder nicht – die Wheatons haben es geschafft, sich hier eine eigene kleine Welt zu schaffen.

»Sie bleiben hinter mir«, schärfe ich Ruth ein.

Sie nickt. »Sie holen mich, wenn Sie so weit sind. Sie lassen mich wissen, was Sie herausgefunden haben.«

»Ich kann Ihnen nichts versprechen. Warten Sie hier.«

Ich steige aus und höre eine Stimme.

»Mom? Dad? Seid ihr das?«

Eine junge Frau.

Dann eine zweite Stimme.

Ein junger Mann.

»Sarah, sei vorsichtig. Das sind sie nicht!«